

VIOLA ALVAREZ

Ein
Flüstern
zwischen den
Zeiten ROMAN



Weltbild

Ein Flüstern zwischen den Zeiten

Die Autorin

Viola Alvarez, geboren 1971 in Lemgo, ist eine deutsche Schriftstellerin, Dozentin und Keynote-Speakerin. Sie ist Inhaberin eines Instituts für Managemententwicklung und Kommunikationspsychologie. Viola Alvarez lebt im Rheinland. Die Autorin im Internet: www.viola-alvarez.de

Die Autorin bei Instagram: [viola_alvarez_romane](https://www.instagram.com/viola_alvarez_romane)

Viola Alvarez

Ein Flüstern
zwischen den Zeiten

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2022 by dotbooks GmbH, München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: akg-images (© Elsengold Verlag / Sammlung Wolfgang Holtz);
mauritiu images (© Allan Cash Picture Library); Alamy (© Alamy Stock Photos);

Getty Images (© David Pu'u); bürosüd°

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-98507-315-3

Per Orfeo.

TIMMENDORFER STRAND, 1974

J'attendrai.

Kapitel 1

Der kalte Hauch des Morgens

Den ersten Teil der Vorkommnisse konnten die ermittelnden Beamten gut bis sehr gut rekonstruieren.

Er hatte sich in einer Pension hinter dem Kurpark eingemietet, sie in dem großen, neuen Hotel an der Strandpromenade.

Von der Pension aus hatte er sie am frühen Nachmittag in ihrem Hotel angerufen.

Die Wirtin hatte, wiewohl sie mit einem sehr lauten Staubsauger den Frühstücksraum gereinigt hatte, Teile des Telefonats mitbekommen.

Der Gast sei ihr zuvor schon durch seinen außergewöhnlich guten Kleidungsstil aufgefallen. Er habe nicht nach jemandem ausgesehen, der in Wanderschuhen oder Gummistiefeln am Flutsaum entlangmarschierte, den Blick auf der Suche nach Bernstein auf den Boden geheftet, zweimal am Tag nach Scharbeutz und zurück.

Solche Gäste gebe es nämlich häufiger im November.

Dieser Gast habe sich in Sprache und Kleidung wie ein »besserer Herr« präsentiert, so waren ihre Worte, ein bisschen bewundernd, aber auch ein bisschen verwundert, warum so jemand sich kein mondäneres Quartier suchte.

Bei dem Anruf vorne an der Rezeption, wo sie ihn diskret allein gelassen habe, eben um staubzusaugen, habe er zwei-

mal den Namen des Gastes wiederholt, den er im Hotel sprechen wollte.

Dass er so schwer zu verstehen gewesen sei, habe nun keineswegs am Namen gelegen, der denkbar einfach war, sondern, dies hatte der Wirtin dann gedämmert, an ihrem Monster von einem Staubsauger im Hintergrund. Sie habe den Trethebel bedient, um das Gerät auszuschalten, und so den Namen bei der zweiten, lauterer Wiederholung ganz deutlich verstanden.

Der Gast habe schon bei seiner Ankunft darauf bestanden, im Voraus zu bezahlen. Und als er dann gegen halb drei gegangen sei, habe sie sich nichts dabei gedacht, denn er habe die Pension ohne Gepäck verlassen, alle Meldeunterlagen seien ordnungsgemäß ausgefüllt gewesen.

Auch sei er zu alt für einen Terroristen und zu situiert für einen Verbrecher gewesen, ergänzte sie in der Befragung mit einigem Sarkasmus, den man ihr so gar nicht zugetraut hätte.

Als er also gegangen sei, habe sie – wenn sie denn überhaupt einen bewussten Gedanken daran verschwendet habe – gedacht, dass er nun unterwegs sei zu seiner Verabredung mit der Dame, deretwegen er im Hotel angerufen hatte.

Allerdings wusste sie noch, dass sie ihm nachgesehen hatte, eben weil sie ihn so elegant fand mit seinem Hut, dem Schal und dem schwingenden Mantel. Und sie habe sich gedacht, dass er eher wie jemand wirkte, der ein wenig aus der Zeit gefallen sei. In ihrer Kindheit habe sie solche Herren manchmal gesehen, in Lübeck, »bessere Herren« eben. Ihre Eleganz habe immer auch einen Hauch Melancholie, was

vielleicht am Alter dieser besseren Herren liegen mochte. Und vielleicht sei er auch einen Hauch zu leicht gekleidet gewesen angesichts des Wetters. Er habe einen Seidenschal getragen, der den heftigen Wind nicht abhalten können würde. Keine fünf Minuten.

Aber dann wiederum sei das ja nun wirklich nicht ihre Sache gewesen.

Die Geschichte des jungen Mitarbeiters an der Hotelrezeption vom großen Haus an der Strandpromenade passte haargenau dazu.

Sie sei am späteren Vormittag von der Bahn abgeholt worden, dies telefonisch bestellt und einmal noch am Vorabend bestätigt. Zwar habe sie nicht wie jemand gewirkt, der viel verreiste, aber sie habe ein freundlich bestimmendes und sehr versiertes Auftreten gehabt, was Absprachen anging.

»Eine Dame«, nannte sie der Concierge, der Portugiese war, auch er sagte dies mit einer gewissen Bewunderung.

Keinesfalls sei die Dame tüdderig oder altersverwirrt gewesen, wie die Beamten abzufragen versuchten. Im Gegenteil, den Meldeschein habe sie in einer gestochenen scharfen Schrift äußerst zügig ausgefüllt.

»Null Komma nix«, sagte der Portugiese assimiliert.

Am frühen Nachmittag also habe er einen Anruf auf ihr Zimmer durchgestellt, der von einem Herrn gekommen sei.

Der Herr sei erst schwer zu verstehen gewesen wegen der Hintergrundgeräusche, ein lautes Rauschen in der Leitung.

Das Telefonat habe wohl nicht lange gedauert, und dann sei die Dame auch schon bald aus dem Fahrstuhl gekom-

men, sehr elegant gekleidet, ein Kopftuch umgebunden, wegen des Windes vermutlich.

Sie habe einen Moment in der Halle gewartet, schließlich wohl ihre Verabredung entdeckt und sei schnellen Schrittes die Auffahrt hinuntergegangen.

Auch ihr hatte der junge Portugiese nachgesehen und sich den eher schwärmerischen Gedanken erlaubt, dass den jungen Frauen von heute solche Grandezza und Beherrschtheit nie gelingen würden.

Und dann habe er zu tun gehabt.

Bis hierher fand Kommissar Parlow, den man aus Lübeck hinzutelefoniert hatte, alles sehr einfach.

Er ging die Strandpromenade ab, die die beiden genommen haben mussten, fühlte den Wind auf seiner Haut und dachte nach.

Zwei sehr gepflegte ältere Leute, die sich außerhalb der Saison in Timmendorfer Strand verabredet hatten.

Timmendorfer Strand außerhalb der Saison war für Rentner erschwinglich.

Verwandte? Ein altes Liebespaar? Alte Freunde?

Beide hatten sich keine Mühe gegeben, ihre Identität zu verschleiern. Die Unterlagen waren korrekt ausgefüllt.

Jedenfalls auf den ersten Blick nichts, was darauf hingedeutet hätte, dass man sie am nächsten Morgen tot zusammen am Strand finden würde, nebeneinanderliegend; die Hände mit ihrem Kopftuch zusammengeflochten.

Und hier wurde die Geschichte schwierig.

Seit dem Zeitpunkt, zu dem sie das Hotel verlassen hatte, offenbar um sich mit ihm zu treffen, verloren sich die Spuren.

Nur zwei jugendliche Tunichtgute, die in einem zuvor aufgebrochenen Strandkorb, den man noch nicht für den Winter weggeräumt hatte, Unterschlupf gesucht hatten, hatten die beiden noch gesehen.

»Wir waren echt dicht, Mann«, teilte der eine Tunichtgut Kommissar Parlow erhellend mit.

»Zugedröhnt«, verdeutlichte der zweite.

Beide waren verfroren und wischten sich hin und wieder die Nasen.

Die Tunichtgute hatten kleinere Vorstrafen und Anzeigen wegen Beschaffungskriminalität. Es gab keinen Anlass zu denken, sie könnten mit dem Tod der beiden Menschen da am Strand etwas zu tun haben, zumal die Leichen auf den ersten Blick keinerlei Gewalteinwirkung aufwiesen.

Erfroren waren sie auch nicht, dafür war es bei aller Ungemütlichkeit nicht kalt genug.

Man versorgte die Tunichtgute, die als Zeugen nun einen anderen Status hatten, als sie sonst von ihren Begegnungen mit der Polizei gewöhnt waren, mit Kaffee aus einer Thermoskanne und mit Zigaretten.

Kommissar Parlow stellte sich so, dass er mit dem Wind stand, sonst waren die beiden wegen ihres Geruchs schwer zu ertragen.

Der größere – lange, fettige Haare und eine Lederjacke mit Aufnähern – konnte sich daran erinnern, dass die beiden nach Einbruch der Dunkelheit vorne an der Wasserkante gestanden hatten, er traue jedoch dieser Erinnerung nur bedingt.

»Das war wie in 'nem Film, kann also auch von den Joints sein. Total satt.«

Das Licht der neuen Laternen an der Strandpromenade, der Wind, der leichte Nieselregen oder Nebel. (»So wehende Nebelschleier, grau in grau«, steuerte Tunichtgut zwei überraschend poetisch bei.) Dieser Hintergrund jedenfalls habe den beiden Gestalten etwas unglaublich Besonderes, aber auch Unwirkliches verliehen.

»Wie *Casablanca*«, befand der zweite Tunichtgut und schlürfte eilig den in der Brise rasch erkaltenden Kaffee.

Der zweite Tunichtgut trug einen Parka, eine Cordhose, die das Kunststück fertigbrachte, selbst an seinen kurzen, krummen Beinen noch zu kurz auszusehen, und hatte sich eine Art Mongolenbart stehen lassen.

»Quatsch«, ernüchterte ihn der erste, »*Casablanca* ist am Flughafen. Die waren ja auch zu alt für *Casablanca*.«

Kommissar Parlow mahnte sich zur Geduld ebenso wie zur Ernsthaftigkeit, immerhin sah er sich mit zwei Leichen konfrontiert.

Ein örtlicher Reporter machte einen langen Hals. Zwei Leichen in Timmendorfer Strand, *am* Strand, wann gab es das schon mal.

»Also, die beiden Herrschaften standen miteinander am Meer. Und dann?«

Hier mussten die Tunichtgute passen.

Aufgrund der schon erwähnten Zugedröhtheit seien sie entweder in ihrer Aufmerksamkeit mal weggedriftet, vielleicht sogar eingenickt – »weggepennt« –, so dass ihnen die zeitlichen Dimensionen abhandengekommen seien.

Die beiden Menschen da am Strand hätten sich sowohl mal umarmt, trotz des hohen Alters womöglich sogar geküsst, als auch an den Händen gehalten. Die Nähe habe et-

was befremdlich Inniges gehabt; zwei alte Leute, die sich wie ein Liebespaar aufführten.

Dann aber wieder seien ja nur die Silhouetten erkennbar gewesen, wie in einem Schwarzweißfilm.

»Ebent. *Casablanca*«, bekräftigte der zweite Tunichtgut, der für einen müffelnden Gammler neben der unerwarteten Poesie auch eine erstaunliche Beharrlichkeit und Rechthaberei an den Tag legte.

Auf das nächste Zeugnis des ersten Tunichtgutes konnte man deswegen nicht viel geben, fand Parlow. Es schien aus einem gewissen Wettbewerb zu erwachsen, jetzt, da *Casablanca* so gerechtfertigt im Raume stand.

Der Mann, so berichtete Tunichtgut eins, habe zu einem gewissen Zeitpunkt der Frau die Hand an die Wange gelegt, oder unter das Kinn, und habe lange mit ihr gesprochen. Und sie habe ihm den Kopf zugeneigt, »wie eine Blume«.

Hier musste Parlow husten.

Tunichtgut eins blinzelte, blieb aber dabei. Stirn an Stirn hätten die beiden dagestanden, als würden sie ihre Gedanken ineinanderfließen lassen.

»Als ob sie die beiden einzigen Menschen auf der Welt wären. Echt stark«, erläuterte er.

Parlow entschied irgendwann, dass er genug von ältlichen Filmliebespaaren und den beiden poetischen Kiffern hatte, und ließ den örtlichen Kollegen die Personalien aufnehmen.

Er setzte sich durchfroren ins Auto, zündete den Motor, damit die Scheibenwischer und die Heizung liefen, und sah auf seine Notizen.

Zwei Tote, beide über siebzig.

Eine Zeitspanne von drei oder vier Stunden, in denen

beide von niemandem gesehen worden waren, um dann am Strand in der Dämmerung wie ein Filmliebespaar aufzutau- chen, halb bestaunt, halb halluziniert von den beiden Tu- nichtguten, nur um dann am nächsten Morgen dazuliegen, als wären sie zu einer Trauerfeier aufgebahrt.

»Erbschaft?«, schrieb Parlow auf seinen Block.

Das könnte ein Motiv sein. Es ging ja meistens bei Selbst- morden um Liebeskummer oder um Geld. Und bei alten Menschen ging es selten um Schulden. Vielleicht wollten sie einem Verwandten durch ihren Freitod aus der Klemme hel- fen?

»Gift?«, schrieb er daneben, wie sonst verstarben zwei Menschen so unversehrt zeitgleich?

Zurück in Lübeck ließ er die Namen der beiden durch die Suchläufe gehen, weil er wissen wollte, ob jemand sie als ver- misst gemeldet hatte, zumindest einen von beiden.

Der Name der Frau brachte einen Treffer.

Es handelte sich zu seiner wirklichen Überraschung um eine Dame mit einer Vorverurteilung.

Lebenslänglich. Wegen Mordes.

KÖLN, 2019

Youth is wasted on the young.

Kapitel 2

Morgenstund

Das Erste, das Marie jeden Morgen tat, wenn sie aufwachte, war, ein unbestimmtes Fischen mit der linken Hand aus dem Bett heraus am Boden zu vollführen.

Das Fischen galt ihrem Telefon, das sie gleichzeitig als Wecker, Zeitung, Spiegel, Musikanlage, Fotoapparat, Diktiergerät und natürlich als Telefon nutzte.

Sie verband mit dieser automatisierten Handbewegung ein ebensolches automatisiertes schlechtes Gewissen – aus zwei Gründen:

Zum einen trichterte ihr ihre Mutter bei jeder Begegnung ein, dass ein Telefon neben dem Bett schreckliche elektromagnetische Strahlungen um sich herum wabern ließ, die sich auf die körperliche wie geistige Gesundheit negativ auswirken würden. Dieser Grund war von beiden aber der eher zu vernachlässigende, da Maries Mutter keinesfalls über irgendeine Expertise im Bereich elektromagnetischer Strahlungen verfügte, sondern ihr Wissen aus Illustrierten – gedruckten Illustrierten! – bezog.

Der zweite und für Marie wichtigere Grund war, dass es zu Zeiten, die Marie als deutlich lebenswerter erachtete als die Gegenwart, so einen Morgen mit dieser ritualisierten Handbewegung nicht gegeben hätte.

In Maries Welt, die wie ihre Freundin Maila bemeckerte, eine »illusionär-idealisierte Retro-Welt« war, wäre ein idealer Morgen eher so ausgefallen:

Unter ihren mit Satin bezogenen Daunendecken, bekleidet mit einem Babydoll, wäre Marie (natürlich perfekt geschminkt) mit nur leicht verwuschelter Dauerwelle aufgewacht und hätte sich liebeizend gereckt, wobei sie ein süßes kleines Geräusch gemacht hätte.

Dann hätte sie mit ebenso süßem kleinen Gähnen beide perfekt geformten Beine zugleich aus dem Bett gewirbelt und die kleinen Füße in zauberhafte Pantöffelchen in der Farbe des Babydolls schlüpfen lassen.

Mit weiterem, katzenhaften Recken, einem Rekeln eher, das eine natürliche Kindlichkeit ebenso wie eine gewisse unerweckte Sinnlichkeit hätte interpretieren lassen, wäre sie aufgestanden und hätte in der Küche das Kaffeewasser aufgesetzt, bevor sie das Radio andrehen und einen Morgenmantel anziehen würde.

»Keiner hat was gegen die fünfziger Jahre, aber du lebst in einem schlechten Film *über* die fünfziger Jahre. In deinem Kopf«, motzte Maila.

Maila war in Maries Leben vielleicht das Gegenwärtigste, was sich finden ließ, hatten doch ansonsten diverse Geburtstage und Weihnachtsfeste dazu beigetragen, dass ihr alles, was sich für solche Anlässe eignete, an »Retro« geschenkt worden war.

Maries Bettwäsche war »retro«, vieles an ihrer Garderobe, ihr Geschirr, einige Teile der Küchenausstattung, die Tapete in ihrem Zimmer und diverser Schnickschnack, »Stehrumchen«, wie ihre Mutter etwas betulich sagte.

Genauso gab es einiges in ihrem Leben, das »vintage« – also echt alt statt nur designt alt, eben »retro« – war: ihre Tasche für die Uni – echtes Leder aus den Sechzigern –, ihre

Schreibtischunterlage; ein paar Leitzordner, die sich aber zunehmend leer langweilen mussten, weil kein Mensch mehr etwas ausdrückte, und ein paar Bücher, die immer leicht muffig rochen, sowie ein paar fast zerfallene Zeitschriften vom Flohmarkt ohne Sammlerwert.

Nur ein Telefon aus Bakelit – das gab es nicht.

Überhaupt einen Festnetzanschluss gab es natürlich nicht. Sondern es gab eben dieses Telefon, das sie trotz aller Bemühungen um nostalgisch anmutende Individualität zu einem Klischee ihrer Generation machte.

Und jeden Morgen fühlte sie sich schlecht, dass es ihr nicht gelang, die Rolle des sehr gegenwärtigen digitalen Telefons in ihrem gewünscht analogen Leben weniger prominent zu gestalten.

Um zumindest eine Teilrolle des Telefons faktisch zu entkräften, hatte sie sich zum letzten Weihnachten von ihren Eltern sogar einen Retro-Wecker gewünscht, der von der Atomuhr gesteuert wurde, dessen Geticke man nicht hörte, der aber eine Klingel hatte, das ein ganzes Gefängnis wecken könnte.

Der Retro-Wecker stand auch auf ihrem Nachttisch, der weder retro noch vintage war, sondern ein Gesellenstück ihres Ex-Freundes, inzwischen Möbeldesigner in der Schweiz.

Nur stellte sie abends nicht den Wecker, sondern las im Bett ihre Nachrichten und allen möglichen Kram, bevor sie dann mit zweimal Tippen dort einen Wecker aktivierte und einschlief bis zum erwähnten, neuerlich vollführten morgendlichen Fischen.

Das heutige Fischen und Gucken war mit einer gewissen Anspannung verbunden, da sie bis zum nächsten Tag das

Thema ihrer Bachelorarbeit benennen und schriftlich einreichen musste und gestern Abend gegen 22:30 Uhr endlich einen Vorschlag an ihren Prof geschickt hatte, auf dessen prompte Antwort sie gähnend eine Weile vergeblich gewartet hatte, bis sie dann eingeschlafen war.

Also stand sie auf, ohne schicke Pantoffeln, ohne Dauerwelle und ohne choreographiertes Rekeln, durchsuchte das Telefon weiterhin erfolglos nach einer über Nacht eingetroffenen Antwort des Profs und fand es ziemlich blöd, dass er sie seit gestern Abend einfach so schmoren ließ.

Dass Marie selbst bis zwei Tage vor Ende der Abgabefrist gewartet hatte, obwohl sie vier Wochen Zeit gehabt hatte – *hätte* –, verdrängte sie mit viel Übung, die sie sich durch das jahrelange Verdrängen solcher Erkenntnisse angeeignet hatte.

Sie hämmerte ans Holz der Badezimmertür, da das Badezimmer von ihrer Mitbewohnerin erwartungsgemäß noch besetzt war, schlurfte in die Küche und fand dort den Abwasch so unberührt wie am Vorabend vor, obwohl es Johannas Abend gewesen war und die eher kindgerecht gestaltete Spüluhr auch deutlich auf Johanna zeigte.

Marie nahm sich Milch aus dem Kühlschrank und Müsli aus dem Regal, pantschte beides schlecht gelaunt in eine kurz unter fließendem Wasser ausgespülte Schale und startete das Telefon an, das aber nach wie vor keine Hinweise auf einen geänderten Kommunikationsstatus des Profs gab.

Johanna verließ wie üblich mit dem mürrischen melodischen Ruf »Kannst« das Badezimmer, und Marie widmete sich der Morgentoilette, deren größte Herausforderung es war, das Haar unter einem knallroten Rosie-the-Riveter-Tuch

zu verbergen und einen gleichmäßig geschwungenen Lidstrich zu ziehen, was beides halbwegs gelang.

Dann ging sie in Jeans und T-Shirt in die Küche zurück, um das nunmehr matschig aufgequollene Müsli in sich reinzuschaukeln.

Das Müsli beinhaltete Schokolade und war kein bisschen gesund.

Überhaupt aß Marie zu viel Süßes, was sich bisher zwar figürlich noch nicht rächte, es aber bald tun würde, wie ihr Maila, bei der es sich offenbar immer schon gerächt hatte, gerne finster prophezeite.

Ihre Mutter hatte dazu auch etwas gelesen, mal nicht in einer Illustrierten, sondern in einem Ratgeberbuch – Print – über das Loslassen von Kindern.

Maries Mutter sicherte durch den Ankauf von Printerzeugnissen das Überleben der deutschen Verlagsindustrie für unwichtige Bücher ziemlich gut ab.

Das Ratgeberbuch jedenfalls behauptete – besser: Maries Mutter behauptete, dass es dies behauptete –, junge Menschen, die zwar das elterliche Nest verlassen hatten, aber dennoch eine gewisse Unreife in sich trügen, ernährten sich »regressiv«: durch allzu viele Süßspeisen, durch zu leicht zubereitende Mahlzeiten (Müsli, Pudding aus der Tüte, Pfannkuchen aus Pulver, Instant-Milchreis, Nudeln im Becher, aufgießbar mit heißem Wasser). All dies seien Hinweise, dass das ausgezogene Kind zwar verzweifelt versuche, seine scheinbare Selbstständigkeit zu behaupten, in Wirklichkeit jedoch seine Sehnsucht nach warmer Muttermilch und tröstender Breikost auslebe.

Damit einhergehend diagnostizierte das Buch eine ver-

meintliche Unfähigkeit, eigene, gegebenenfalls konfliktträchtige Entscheidungen (gerade gegen die Mutter) zu treffen, mangelnden sexuellen Selbstaussdruck (was letzten Endes »Orgasmusprobleme« hieß, wie ihre Mutter hilfreich erläuterte) und eine Neigung, Dinge nicht allein zu Ende bringen zu können.

Marie hasste das Buch, das sie nie gesehen, geschweige denn gelesen hatte, so sehr, wie ihre Mutter es offenbar liebte.

Jedes Mal, wenn sie sich also wieder ein Müsli oder einen Instant-Milchreis angerührt hatte, schämte sie sich. Gleichzeitig war sie ärgerlich und fragte sich bang, ob das Buch vielleicht doch etwas über sie wusste, was stimmen konnte.

Allerdings hätte sie es auch zur Überprüfung dieser Unsicherheit niemals gelesen.

Sie hatte mit Maila zusammen die Vermutung diskutiert, dass – gesetzt den Fall, Marie wäre nicht ausgezogen, sondern zu Hause wohnen geblieben – Maries Mutter ein Buch gefunden hätte – *Hotel Mama – der Nesthocker und seine Neurosen* –, das auf andere, eben gegensätzlich gelagerte Eigenschaften Maries ebenfalls pathologisierend eingegangen wäre.

(Maila studierte Psychologie. Marie studierte Germanistik und Geschichte. Beide kannten sich seit der fünften Klasse.)

Manchmal, wenn sie ein bisschen angeschickert waren, dachten sich Maila und Marie Buchtitel aus, die Maries Mutter gerne kaufen oder eben nie kaufen würde.

Darin war Marie sehr kreativ. Was ihre Arbeit anging, offenbar nicht.

Und wenn der Prof nun aus irgendeinem Grund, den man nicht wirklich ausschließen konnte, Maries Vorschlag nicht annehmen würde, dann stünde sie einen Tag vor Ende der Abgabefrist ohne Thema da und müsste ein »verordnetes Thema« akzeptieren, von denen sie schon gehört hatte und die strafhaft langweilig sein sollten.

Jetzt endlich allerdings unterbrach ein gnädiges Zirpen – Hinweis auf eine eingegangene Nachricht – diese geißelnden Gedanken.

Der Prof hatte um exakt 08:52 Uhr, also fast zwölf Stunden, nachdem Marie ihm geschrieben hatte, die Gnade gefunden zu antworten.

Krass, dachte Marie ebenso beleidigt wie erleichtert und wischte einen Milchtropfen vom Kinn.

Mit beiden Backen voll schwammigem Müsli musste sie dann jedoch zur Kenntnis nehmen, dass der Prof ihr eine klare Antwort nur im persönlichen Gespräch und nur in seiner Sprechstunde, die heute von 09:00 bis 10:30 Uhr stattfände, zu übermitteln gedächte.

»Ey«, entwich es ihr laut.

Johanna – ausgehertig angekleidet, was bedeutete, sie sah aus, als spielte sie in einer amerikanischen Anwaltsserie mit – hatte den Ausruf gehört und fragte: »Was?«, mit einem aggressiven Unterton, da die Diskussion um den Abwasch ja noch ausstand und man nie wissen konnte.

Johanna studierte Jura im zweiten Semester.

In Haushaltsführung war sie noch schlechter als Marie, bei der man das Wort eigentlich auch nicht in einem Atemzug nennen sollte.

»Der Typ, ja? Ich schreib dem gestern wegen dem Thema

für meine Bachelorarbeit, das morgen, also heute, stehen muss, dann antwortet der erst jetzt, und dann soll ich doch bitte in seine Sprechstunde kommen.«

»Aha«, sagte Johanna ausdruckslos, »seit wann bestand denn die Frist?«

Marie vergaß lieber das Antworten. »Du bist mit Abwaschen dran«, sagte sie stattdessen und zeigte unbestimmt in Richtung von Spüle und bunter Abwaschuhr. So heiter und motivierend die mit ihren Bildchen und Emojis auch wirken sollte, war sie doch zu einem aggressiv aufgeladenen Politikum geworden.

Johanna sagte nur: »Tschüss«, drehte sich um und ging.

Marie reagierte nicht. Sie sah auf die Handy-Uhr. Wenn sie in diese Sprechstunde musste, dann war keine Zeit zu verlieren.

Sie stand auf, öffnete das Dokument auf ihrem Laptop, in dem sie den Vorschlag in Windeseile zusammengeschrieben hatte, und bekam ein schlechtes Gefühl in der Magengegend, dass der Prof damit nicht zufrieden sein könnte.

Sie wackelte in ihren Gedanken hin und her wie ein Vogel, der sein Nest gleichzeitig verteidigen und einen Angreifer abwehren will, blieb dann letzten Endes tatenlos, packte alles in ihren Rucksack und rannte die Treppe hinunter, um die nächste Bahn zu erwischen.

Um 10:05 Uhr erreichte sie das Sprechzimmer, vor dem noch vier andere Studenten und Studentinnen in unterschiedlichen Stadien der Wachheit und Sauberkeit hockten. Einen von den vier Halbwachen kannte sie, Jonas.

»Hi«, sagte sie außer Atem.

Er nickte ihr zu.

»Seit wann wartet ihr?«, fragte sie.

Jonas schaute auf sein Telefon, so wie die drei anderen auch auf ihr Telefon schauten.

»Halbe Stunde.«

»Echt?« Marie wurde es mulmig. »Bist du der Nächste?«

»Nee«, sagte er, aber ohne nachzureichen, wer das denn wäre.

»Überzieht er?«, fragte Marie.

»Meistens nicht«, antwortete eine der beiden anderen Studentinnen, die hellwach und gekämmt aussah und von der man sofort wusste, dass sie Lehrerin werden würde, wahrscheinlich an ihrer alten Schule, wenn die das irgendwie hinkriegte.

Marie machte eine Bewegung mit dem Kinn, die ein Nicken oder eine Konfrontation hätte sein können und insgesamt zu unhöflich für den Anlass war.

Die Tür ging auf, entließ einen ziemlich verstört aussehenden Kiffer, gab einen Blick frei auf Professor Kland. Ausdruckslos musterte er die Gruppe und rief einen anderen Studenten herein, der aufsprang, als gäbe es einen Gehorsamspreis zu gewinnen.

»Verbindungsstudent«, zischte Jonas verächtlich durch die Zähne.

»Echt?«, flüsterte Marie, als wäre sie von der Schärfe der Diagnose beeindruckt.

»Klar«, behauptete Jonas.

Die gekämmte Lehramtsstudentin verdrehte überlegen die Augen und machte ein zischendes Geräusch ob der Intoleranz der anderen.

Mit Maila hätte sie sich darüber totgelacht. Jetzt, alleine, war sie zu nervös.

Marie klappte ihren Laptop auf und starrte auf ihren Vorschlag. Sie entdeckte ungefähr acht Tippfehler, von denen fünf wirkliche Rechtschreibfehler waren – und was die Zeichensetzung anging, hatte sie das ungute Gefühl, dass es ein paar mehr Kommata hätten sein dürfen. Eigentlich fand sie, dass eine Germanistikstudentin Zeichensetzung beherrschen sollte. Aber sie fand auch, dass man sich in der heutigen Zeit mit anderen Dingen zu beschäftigen habe, ohne dass sie nennen könnte, welche dies in ihrer gesteigerten Wichtigkeit wären.

So schob sie, um sich abzulenken, ein paar Absätze herum, klickte und tippte, bis Jonas sich neben so viel Arbeitseifer offenbar unwohl fühlte.

»Master?«, fragte er halbwegs beeindruckt.

»Bachelor«, antwortete Marie leicht gekränkt, weil sie der Meinung war, dass man für einen Master älter und vor allem abgelernter aussah.

»Und dafür den Stress?«, wunderte sich Jonas, der in diesem Moment im Austausch für den vermeintlichen Verbindungsstudenten reingerufen wurde.

Der mutmaßliche Verbindungsstudent sah ziemlich zufrieden mit sich und der Welt aus, musterte die Lehramtsverdächtige und Marie, entschied sich dann, dass die Lehramtstante seiner Aufmerksamkeit doch würdiger wäre, und sagte zu dieser: »Hi.«

Die Gekämmte machte auf Blümchen-rühr-mich-nicht-an und nickte huldvoll.

Aber der Corpsstudent hatte sich in seinen werberischen

Anstrengungen schon verausgabte. Ohne weitere Versuche einer zielgerichteteren Anmache marschierte er zackig von dannen.

Um 10:35 Uhr waren alle anderen durch, und Kland startete in der Tür demonstrativ auf seine Uhr, seufzte und sagte: »Na ja, dann kommen Sie eben noch.«

Kland war Ende vierzig, hatte eine fliehende Stirn und Kerben in den Wangen wie Hermann Hesse.

Mit Maila hatte Marie darüber abgelästert, dass er immer so angezogen war, als gäbe es irgendwo einen Akademiker-Klischee-Bedarfsladen, in dem Sakkos mit Lederellbogen und Pullunder mit V-Ausschnitt verkauft würden.

Jetzt war ihr nicht so sehr nach Lästern.

Sie setzte sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch, bis sie merkte, dass er seine Besprechungen an einem Besprechungstisch abhielt, wo man eher nebeneinandersaß als gegenüber. Vermutlich war das paritätischer.

»Frau Gartzow«, sagte Kland über seine Nickelbrille hinweg – aus ebendemselben Laden vermutlich. Er schien etwas anfügen zu wollen, schwieg dann aber, tippte und scrollte auf seinem iPad herum, bis er Maries Vorschlag gefunden hatte.

»Da«, Marie musste sich räuspern, »da sind noch ein paar Rechtschreibfehler drin, Tippfehler, tut mir leid. Ich kann Ihnen ja eben die neue Version schicken? AirDrop?«

Kland ignorierte das Angebot, ignorierte, dass sie überhaupt gesprochen hatte.

»So«, sagte er schließlich und las dann ab: »HETZE BLEIBT HETZE – *Ein stilistischer Vergleich des Boulevardjournalismus der fünfziger und sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts mit den antisemitischen Leitartikeln des Stürmers.*«

Dann machte er eine Pause, atmete durch und sagte: »Erklären Sie das doch mal.«

Marie schluckte. »Also, ich wollte eigentlich was über die Berichterstattung der Nürnberger Prozesse machen. Dazu hatte ich auch schon mal eine Arbeit geschrieben ...«

Sie ließ ihre Stimme hoffnungsvoll in der Luft hängen. Die Arbeit war ganz gut gewesen.

Kland reagierte nicht.

»Weil ich ja auch Geschichte studiere. Also, mir ist jedenfalls einge-, aufgefallen, dass die Berichte über die Nürnberger Prozesse insgesamt sehr faktenorientiert sind. Also, dass versucht wird, das Grauen sachlich zu beschreiben. Irgendwie.«

Kland runzelte die Stirn. Da er still blieb, fuhr Marie fort.

»Also, die Artikel im Stürmer, darüber hatte ich auch schon mal eine Arbeit im ersten Semester geschrieben, die sind voller Beschuldigungen, Unwahrheiten, Thesen, Polemik – gegen Menschen, die ja nichts gemacht hatten. Und dann die Artikel von '47, die sind eben so total übersächlich, obwohl es da ja um echt krasse Kriegs- und Menschheitsverbrechen ohne Ende geht. So, dass man denken könnte, das wäre aus der deutschen Medienwelt gereinigt worden. Hetze. Und dann habe ich einen Gerichtsreport aus einer alten Illustrierten gelesen, durch Zufall, zu Hause. Das klang genau wie die Artikel im Stürmer. Vor allem zwei Zeitungen sind mir aufgefallen, die Rapid und die Illustrierte Information, und dass da oft auch dieselben Leute Artikel geschrieben haben. So Stammjournalisten. Und immer derselbe Stil, private Details ausbreiten und dadurch entweder Glaubwürdigkeit suggerieren oder ... sexuelle Verworfenheit und deswegen mangelnde Glaubwürdigkeit bzw. Schuldwahr-

scheinlichkeit. Und je nachdem, wie sich die Autoren entschieden hatten, wurde dann die Öffentlichkeit dadurch ja massiv beeinflusst. Jedenfalls versucht zu beeinflussen. Hetze.«

Sie machte eine kurze Pause und schluckte.

Kland schwieg noch immer.

»Und dann bin ich auf das Zusammenspiel von Bild und Text gestoßen. Dass manchmal Bilder gezeigt werden, die irgendwie wie die Karikaturen im Stürmer sind. Oder zumindest total tendenziöse Untertitel haben. Und so bin ich auf den Vergleich gekommen. Hetze bleibt Hetze.«

Ihr Hals war trocken.

Kland schob noch einmal das Dokument hoch und runter und bequemte sich schließlich, etwas zu sagen: »Es ist schade, dass Ihr Umgang mit Formalia nicht reflektiert, wie intelligent Sie sind, Frau Gartzow. Wissen Sie, Regeln können einem erst dann egal sein, wenn man sie beherrscht. Ansonsten wirkt es nur dumm, schlampig und nachlässig, wenn man sie nicht beachtet.«